Der kalte Mann und das Meer

„My Octopus Teacher“: Zum riesenhaften Erfolg einer sogenannten Naturdokumentation

VON BERND GRAFF

Ein Naturfilm macht gerade Furore, weil er neben der äußeren Natur vor allem die innere Natur des Filmemachers zum Gegenstand hat. „My Octopus Teacher“ heißt der Film, er läuft bei Netflix, und wie der Titel verrät, gibt es darin einen Lehrer und einen Lehrling. Oktopusse können (noch) nicht sprechen, doch ist die Rollenverteilung eindeutig: Die Mollusk lehrt, der Mensch lernt.

„My Octopus Teacher“ räumte in diesem Jahr so ziemlich alles an Preisen und Awards ab, was die Tierdokumentations-Branche an Auszeichnungen zu vergeben hat: Den „Critics’ Choice“-Kritikerpreis für Dokumentarfilme in fünf Kategorien, darunter „Bester Film“, das „Best Feature“ beim EarthX-Filmfestival. Vor allem aber – und auch hier zu weiteren Kategoriepreisen dazu – den „Grand Teton Award“ bei den „Jackson Wild Media Awards“. Eine Art Oscar für Tierdokumentationen. „ZDF Enterprises“ hat mitproduziert.

Diese Tiere leben gefährlich. Und vor allem: sowieso nicht lange. Das wirft ein paar Fragen auf

Bisher waren freischwimmende Kopffüßer eher das belebende Hintergrundpersonal in Tierfilmen: Sie schwimmen so mit und machen sich ganz gut neben Korallen. Und sonst? Fressen, nicht gefressen werden, fortpflanzen. Sie dienten in Meeresdokumentationen, die meistens von Haien, Walen, Delfinen oder Robben handeln, meist als Komparsen.

„My Octopus Teacher“ („Mein Lehrer, der Krake“) behandelt nun genau einen Vertreter, ein Weibchen, das um 2010 herum für etwa ein Jahr lang besucht und gefilmt wurde. Man ahnt zu Beginn, das könnte eine komplizierte Beziehungskiste werden. Und natürlich geht es in dem Film am Ende nicht um Oktopusse, es geht um den

Mein Freund, der Kopffüßer: Die liebe Krake aus der Dokumentation. FOTO: NETFLIX

Taucher. Craig Foster heißt der Mann. Er ist Naturfilmer am südafrikanischen Kap, und er ist ein Mann, der in einer Lebenskrise steckte, als er beschloss, sich nicht mehr auf die Therapie-Couch zu legen. Stattdessen tritt Foster aus seiner Villa und geht ins Meer, um den persönlichen Tiefpunkt wegzuschnorcheln. Bald schon heißt es dann: „Der Tag, an dem alles begann“, denn da hat das ziellose Schnorcheln ein Ende.

Foster entdeckt einen Oktopus, der bald sein Oktopus wird. Man findet sich, trifft sich, und irgendwann erinnert sich Forster auch wieder daran, dass er Naturfilmer ist. Also filmt er die täglichen Tauchgänge, die nichts anderes mehr sein wollen als Dates mit dem Mollusken. Der Mann ist schließlich hin und weg von dem Tier, er kann an nichts anderes mehr denken.

Der kalte Mann und das Meer: Denn Oktopusse leben nicht nur gefährlich, sie leben auch nicht lange. Ein bis drei Jahre etwa. Als die Oktopusfrau stirbt, flüstert der nun wieder einsame Foster mit brechender Stimme in die Kamera: „Natürlich vermisse ich sie.“ Er erinnert sich an ihren letzten Körperkontakt. Man möchte weinen.

Aus diesem Grund lohnt es sich, mal tief Luft zu holen, denn ist dies ein Trickfilm von Disney oder eine Dokumentation?

Foster ist zwar ein Hüne, doch er taucht ohne Wetsuit in acht Grad kühlen Gewässern, die selbst im Hochsommer 15 Grad Celsius nie überschreiten. Er taucht ohne Sauerstoffgerät. Selbst Nichttaucher können Kälte und Luft zusammenzählen: Ein kalter Taucher in einer Tintenfischromanze, die dazu alle 90 Sekunden zum Luftholen unter- und nach einer Stunde wegen Unterkühlung ganz abgebrochen wird, das geht nicht.

Die Bilder dieser Zusammenkünfte von Mensch und Kopffüßer, ihre Ballette, die Unterwasser-Safaris, Saugnapf-Petting und andere Antastungen werden außerdem nicht allein von Forster gefilmt, können sie ja auch nicht, sondern von einer Filmcrew. Die vielen Awards sind denn auch nicht Foster (oder posthum dem Oktopus) verliehen worden, sondern Pippa Ehrlich und James Reed, die als Regisseure dieses über zehn Jahre hinweg produzierten Films wirkten. Roger Horrocks führte die Kamera, Craig Foster, nicht der Oktopus, wird als Hauptdarsteller gelistet.

Da müssen spätestens jetzt aber auch ein paar Fragen zur inszenierten Intimität in diesem Mensch-Tier-Drama gestattet sein: Unter den genannten Tauchbedingungen kann es allenfalls zu einer stroboskopartigen On-Off-Beziehung gekommen sein. Dann aber ist es seltsam, dass sich alle beziehungsrelevanten Episoden dieses *tête-à-tentacule* – gemeint sind Szenen des Glücks wie des Dramas: ein schwebender *Pas de deux* unter Wasser, ein Hai-Rodeo des Kraken, die gemeinsame Jagd von Tier und Taucher –, dass diese Paarmomente sich immer dann ereignen, wenn Foster und sein Team gerade mitschnorcheln und mitfilmen können. Sicher, jeder Tierfilmer wartet und schneidet dann sein Material zu einer Geschichte, welcher Zuschauer schaut mehrere Stunden auf, zum Beispiel, einen dösenden Löwen? Das Irritierende hier nun aber sind die für eine Dokumentation peinlichen Beichten zu den Bildern: Foster will herausgefunden haben, dass es zwischen ihm und der Molluske „intim“ zugehe, dass er „ihr“ Vertrauen gewonnen habe, dass er in „ihre geheime Welt eindringen“ durfte.

„Wenn sie dich zulässt, dann ist das nicht nur ein sehr, sehr besonderer Moment des Angenommenseins. Deine Gegenwart fühlt sich für sie natürlich an, ganz so, als ob du gemeinsam mit ihr dorthin hingehörst.“ Würden diese Mutmaßungen über den Fisch zutreffen, die Foster auf der PR-Tour des Films gegenüber CNN anstellte, dann wäre er ein Stalker, der mit den Gefühlen seiner leider sprachlosen Angebeteten hausieren geht. Stimmen sie nicht, was dann? Das ist – zumal für eine derart hochdekorierte Tierdokumentation – eine nicht unwichtige Frage. Denn dann wird ihr Anthropomorphismus, die Vermenschlichung des Weichtiers, offenbar.

Die Frage lautet ja quasi nur noch und ständig: Was macht das mit mir?

Hier geht es nicht um den Achtarmer, sondern um den armen Taucher. Und damit um alle, die sich von einer idealisierten Natur so arg enttäuschend entfremdet fühlen. Die Frage lautet denn auch hier wie ja überall von morgens bis abends: Was macht das mit uns? Dies allerdings ist eine Bankrotterklärung für Tierdokumentationen in Zeiten des realen Klimawandels.

„Ich sauge“, schreibt ein Rezensent des Films beim Portal IMDB, „alles in mich hinein, was unsere tiefe Verbindung mit der Wildnis und dem Universum belegt.“ Davon können sich jetzt nur leider weder Wildnis noch Universum etwas kaufen.

Biologe und Bärenforscher David Bittner und ein möglicherweise recht gleichgültiger Bär in der Dokumentation „Der Bär in mir“. FOTO: MFA+ FILMDISTRIBUTION

Komm näher

Wenn der Mensch in Dokumentationen vom Tier erzählt, erzählt er inzwischen zuerst von sich selbst

Der Mann umschmeichelt die Bärin mit sanfter Stimme und Schweizer Akzent, Luna nennt er sie, und es geht in dem etwas einseitigen Gespräch auch um ihre Flatulenzen. Luna liegt dösend in der Wildnis Alaskas, kein süßer Waschbär, kein halbwegs harmloser Schwarzbär, sondern ein ausgewachsenes, wild lebendes Grizzlyweibchen. Mit einem einzigen Prankenhieb könnte das Tier den Mann neben sich töten. „Mich dünkt, sie hat Verdauungsprobleme“, sagt er, der Biologe und Bärenforscher David Bittner, in die Kamera.

Wer heute mit Tierfilmen Erfolg haben will, muss Grenzen überschreiten. Muss näher an die Objekte der Beobachtung heranrücken als je ein Mensch zuvor, muss persönliche Beziehungen zu Wildtieren aufbauen, muss im Tier das Menschliche oder in sich das Tierische entdecken.

So kann sich der Zuschauer der aktuellen Dokumentation „Der Bär in mir“ in ein zivilisationsfernes Paradies träumen, wo Mensch und Bär scheinbar friedlich nebeneinander existieren wie im biblischen Garten Eden. Was für eine Utopie angesichts des Artensterbens und der Gier vieler Staaten, Alaska endlich zu „erschließen“.

Der Klimawandel und das rasante Verschwinden vieler Tier- und Pflanzenarten auf der Erde haben den filmischen Blick auf die Natur verändert. Nicht nur, dass es kaum noch eine Doku ohne Mahnung vor der menschengemachten Katastrophe gibt, Tiere werden darüberhinaus immer häufiger als Partner, Brüder im Geiste oder sogar als Lehrer inszeniert, wie in Craig Forsters „My Octopus Teacher“ (siehe den beistehenden Text).

Die Netflix-Doku präsentiert ein kluges und zärtliches Krakenweibchen, und das ist längst nicht das einzige Tier, das derzeit im Kino einem menschlichen Freund weise Lektionen fürs Leben erteilt. In seinem dokumentarischen Porträt „Cody – Wie ein Hund die Welt verändert“ zeichnete der Filmemacher Martin Skalsky im vergangenen Jahr den Lebensweg seines adoptierten Straßenhundes nach, er reiste dafür um die halbe Welt, sprach mit einem Tierrechtler und einer Hundepsychologin und gab vor allem ausführliche Befindlichkeitserklärungen ab, wie Cody sein eigenes Leben verändert hat. Zum Besseren, übrigens, falls sich die Frage noch wer gestellt haben sollte. Wenn der Mensch also vom Tier erzählt, erzählt er inzwischen zuallerst von sich selbst. So folgt das Publikum auf einmal atemlos der Brutpflege der Kaiserpinguine und macht die entsprechende Dokumentation zum Hit – weil die Tiere in „Die Reise der Pinguine“ 84 Minuten lang so „süß“ sind (Kindchenschema!) und die „aufopferungsvolle“ Aufzucht der Jungen die Vorstellung idealer menschlicher Elternschaft spiegelt.

Was also erzählt der moderne Tierfilm, der in Hunden, Bären oder Kraken Partner Lehrer, wenn nicht Geliebte sieht, über den Menschen? Es sei die Sehnsucht nach dem Wilden, Ursprünglichen und Unbekannten gewesen, die ihn in die Wildnis Alaskas und zu den Grizzlys getrieben habe, erzählt Roman Droux, der Regisseur von „Der Bär in mir“. Diese Sehnsucht allein hat aber schon Generationen von Tierfilmern vor ihm angetrieben.

Muss der untadelige beste Freund als Indiz dafür herhalten, dass die Menschheit schon okay ist?

Als Hans Hass in den Vierziger- und Fünfzigerjahren seine Unterwasserfilme drehte, waren das Expeditionen in unbekannte Tiefen. Auch der bis heute berühmteste Tierfilm, „Serengeti darf nicht sterben“ (1959), war in mehrfacher Hinsicht Pionierarbeit. Zu einer Zeit, als Umweltschutz noch ein Fremdwort war und Afrika als wilder Kontinent galt, filmten Bernhard Grzimek und sein Sohn Michael Afrikas Wildtiere und forderten einen Nationalpark als Schutzraum für sie.

Es war die *frontier*, wie im Wilden Westen, die abenteuerlustige Männer mit wissenschaftlichem Interesse und großer Tierliebe herausforderte. Wobei die zunehmende Entschleierung der Welt durch Forschung und Tourismus die Grenze immer weiter verschob. Lockten Ende der Fünfziger noch Löwen und Gnuherden Zuschauer ins Kino, mussten es später, unter anderem in den staunenswerten Tier-Dokus der BBC, Tiefseefische und andere Kreaturen aus unzugänglicheren Regionen sein. Dabei kamen zunehmend die Mittel des emotionalen Überwältigungskinos zum Einsatz, um die vom Untergang bedrohte Schönheit der Welt zu feiern. Als auch die abgelegensten Regionen erkundet schienen, wurde Vertrautes mit Hilfe der Technik neu gesehen. Riesige Makrolinsen zeigten Wimmelwesen in einer Wiese in Nahaufnahmen und mit Hilfe von Zeitraffer so aufregend anders, dass sie wie ein frisch eroberter Kontinent erschien.

Und heute?

Wenn Filmemacher nun mit Kraken schmusen oder Grizzlys auf den Pelz rücken, so nehmen die Regisseure eine ultimative letzte *frontier* in den Blick: Sie wollen den Tieren in die Seele blicken. Wenn damit auch die Grenze zwischen Mensch und Tier, die immer wesentlich zum Selbstverständnis des Menschen gehört hat, verschwimmt, so spiegeln sich hier nicht vorrangig die emotionalen Debatten über Tierrechte, sondern eben auch genuin menschliche Befindlichkeiten: Diese Filme sind ja nun mal für menschliche Kunden gemacht, nicht für Tiere, oder *die Natur*.

Im kürzlich erschienenen Dokumentarfilm „Space Dogs“ von Elsa Kremser und Levin Peters streift die Kamera mit Straßenhunden durch Moskau, auf Hundeaugenhöhe. Die Stadt erscheint aus der Perspektive der Tiere als Spielplatz und Jagdrevier. So könnte eine postapokalyptische Zukunft aussehen, in der der Mensch nur noch eine Nebenrolle spielt. Dazu gibt es Archivaufnahmen des russischen Raumfahrtprogramms, in denen Straßenhunde für Weltraumflüge abgerichtet, gequält und ausgebeutet werden – der Mensch kommt nicht gut weg im Tierfilm. Je entfremdeter der Mensch der Natur wird, je zivilisationsmüder – desto größer ist offenbar der Reiz, sich den Tieren anzunähern.

Wenn sie als Partner oder Lehrer gesehen werden, dann aber auch deshalb, weil umgekehrt der Mensch gar kein Partner für sie ist. In amerikanischen Filmen und Büchern gibt es den fürchterlichen Trope des *magical negro*, ein Schwarzer, der spirituelle Fähigkeiten hat und mit seiner Güte und Weisheit einem Weißen hilft, ihn von seiner (verdrängten) Schuld zu erlösen. Erlöst uns jetzt das magische Tier von unserer Schuld, den Planeten zu zerstören? Oder erscheint das Tier als das ultimativ Wilde, das uns versichert, dass alles Leben im Naturzustand grundsätzlich gut ist?

Ein untadeliger bester Freund – und so werden Tiere in Mainstream-Tierfilmen gern gesehen – könnte als Indiz dafür dienen, dass auch der Mensch, Klimakatastrophe hin oder her, im Grunde ganz in Ordnung ist. Als Zeugen für diese Gleichwertigkeit werden auch gern sogenannte Naturvölker zitiert: Die Inuit sehen den Menschen nicht als Herrscher der Erde, sondern als Geschöpfe wie Bär, Lachs oder Adler, heißt es in „Der Bär in mir“.

Werner Herzog hat einen Bären in „Grizzly Man“ als Mörder identifiziert

Wirklich gleichwertig dem Menschen erscheinen die tierischen Partner oder „Lehrer“ auch im aktuellen Tierfilm übrigens meist nicht. Zwar fließen Tränen, als der Oktopus – Vorsicht Spoiler! – beim Angriff eines Hais einen Arm verliert. Aber gut, es ist am Ende doch nur der Krake, nicht der Taucher, dem dies widerfährt.

„Der Bär in mir“ hat übrigens einen berühmten Vorläufer, der das Verhältnis von Mensch und Tier noch deutlicher offenlegt: Werner Herzogs Dokumentarfilm über den „Grizzly Man“ (2005): Er erzählt von Timothy Treadwell, der ebenfalls in Alaska mit Bären lebte, der sie liebte und filmte, bis er dann von einem von ihnen gefressen wurde.

Den Filmverrückten Herzog interessierten natürlich eh weniger die Bären als der Bären-Mensch. Mithilfe des Filmmaterials, das Treadwell hinterlassen hatte, schaut er sich die Bären sehr genau an, im Gegensatz zu Treadwell und Bittner aber sieht er nichts Verbindendes. Er entdeckt keine Freundlichkeit, kein Verständnis, kein Mitleid bei den Bären – nur „die überwältigende Gleichgültigkeit der Natur“. Ein Bär ist ein Bär ist ein Bär. Und trotzdem will auch Werner Herzog den Tieren in die Seele blicken, und so nennt er den Bären, der Treadwell offenbar getötet hat, einen „Mörder“.

Die Lücke zwischen Mensch und Tier, sie lässt sich nicht schließen.

MARTINA KNOBEN

KURZ GEMELDET

Grütters fordert Hilfe

Kulturstaatsministerin Monika Grütters (CDU) fordert zusätzliche Hilfen für Kunst und Kultur. Damit meine sie nicht in erster Linie die institutionell geförderten Einrichtungen, sondern Kinos, Galerien, Buchhandlungen, Verlage, Clubs, Live-Musik-Veranstaltungen. Da müsse „schnell und effizient“ geholfen werden „und zwar mindestens in dem Umfang, wie man auch anderen Branchen hilft“. Grütters sagte, es gehe um mehr als 1,5 Millionen Beschäftigte auf und hinter der Bühne. Unbürokratische Hilfen seien auch eine Frage der Wertschätzung. Die Staatsministerin schließt nicht aus, dass der Lockdown in Kultureinrichtungen länger dauern könnte als die bislang beschlossenen vier Wochen. KNA

Intendanz Deutsche Oper

Die Spitze der Deutschen Oper Berlin mit Intendant Dietmar Schwarz, Generalmusikdirektor Donald Runnicles und Geschäftsführer Thomas Fehrle bleibt weiter im Amt. Die Stiftung Oper in Berlin habe den jeweiligen Vertragsverlängerungen zugestimmt, teilte die Kulturverwaltung am Montag mit. Der Vertrag von Schwarz wurde um drei Jahre bis zum 31. Juli 2025 verlängert. Die Verträge von Runnicles, seit 2009 Generalmusikdirektor des Hauses, und Thomas Fehrle, kaufmännischer Geschäftsführer seit 2011, laufen nun fünf Jahre weiter bis 2027. DPA

Händel-Festspiele 2022

Wegen der Corona-Pandemie verschiebt das Badische Staatstheater in Karlsruhe seine für kommendes Frühjahr geplanten Händel-Festspiele auf 2022. Das Publikum erwarte von den Festspielen eine Vielfalt an Veranstaltungen, erklärte Generalintendant Peter Spuhler. „Leider ist es nicht möglich, diese Erwartungen unter Corona-Bedingungen voll zu erfüllen.“ Die 44. Internationalen Händel-Festspiele hätten zwischen 19. Februar und 3. März kommenden Jahres stattfinden sollen. Um die Tradition trotz Corona aufrechtzuerhalten, werde es Ende Februar ein Händel-Wochenende mit unter anderem drei Galakonzerten geben, erklärte eine Sprecherin. Das Festival findet jährlich statt. Im Frühjahr, kurz vor dem ersten Corona-Shutdown, waren dafür rund 14 000 Barockfans in das Staatstheater gekommen. DPA

„Sie sind unser Sauerstoff“

In Berlin wird eine Premiere zur Dernière. Was fehlt: göttlicher Beistand

Barrie Kosky, Intendant der Komischen Oper Berlin, begrüßt sein Restpublikum aufgekratzt auf leerer Bühne. „Alle sind gesund? Wir brauchen Euch! Sie sind unser Sauerstoff!“ Statt Resignation und Verzweiflung nur pfiffiger Trotz in den Stimmbändern. Ob man die Oper nicht in eine Synagoge umwandeln könne, scherzt er noch, Gottesdienste blieben ja geöffnet.

Kurz vor der Abriegelung auch seines Hauses feierten am Wochenende coronabedingt rund 340 Besucher noch mal Premiere und zugleich Dernière, nach Koskys tiefem Glaubensbekenntnis turbulent mit Jacques Offenbachs Opéra bouffe „Die Großherzogin von Gerolstein“, der dreisten Satire auf politische Intrige, Unverstand, Militarismus, entstanden zur 1867 sich blähenden Pariser Weltausstellung.

Die Bühne hält Kosky zweieinhalb Stunden, bis auf die Brandmauer gähnend leer, doch seine Inszenierung feuert aus allen Rohren präzise gesetzter Blödelei, es triumphieren die Darsteller, sieben Sänger und vier Tänzer, es betören die Kostüme des Klaus Bruns. Wie sich dringender Personenabstand von auf einer Bühne herstellen lässt, wird dank riesiger Reifröcke und Fatsuites plausibel gemacht. 18 Orchestermusiker treibt die russische Dirigentin Alevtina Ioffe in den schmissigsten Offenbach-Wahn. Die Großherzogin erscheint transvestitenaufgemotzt als Mann, der tolle norwegische Bariton Tom Erik Lie.

Im Berliner Spiegelzelttheater Bar jeder Vernunft präsentierten bis neulich Anna Mateur & The Beuys ihr Musikkabarett „Kaoshüter“, was für ein dialektischer Ehrentitel wäre das für Barrie Kosky, den schlitzohrgenialen Ordnungshüter der Komischen Oper! Also Operette oder Synagoge? Die Brauchbarkeit der Großherzogin versteht sich in einem von Karl Kraus beschworenen Kosmos, der Welt „fantasiebelebender Unvernunft, in der sich der Unsinn von selbst versteht“. Nur, in Offenbachs Lachtheater der Gegenwart taucht am Ende noch eine Einsicht auf mit für alle resigniert Tapferen: „Wenn man nicht haben kann, was man liebt, muss man lieben, was man hat.“ WOLFGANG SCHREIBER

HEUTE

Literatur
„Das Unglück ist sehr genau zugeschnitten“: Die Corona-Essays von Zadie Smith 11

Forum & Leserbriefe
Meinungen zu den Äußerungen des Papstes über Homosexualität 12

Wissen
Afrikas oberster Gesundheitsschützer über den Kampf gegen die Pandemie 13

› *www.sz.de/kultur*

DIZdigital: Alle Rechte vorbehalten - Süddeutsche Zeitung GmbH, München
Jegliche Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exklusiv über www.sz-content.de